

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 38

Artikel: Babette, die seltsame Magd

Autor: Keller, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

abgelegt und greift zu vollen Pinseln, betont die Fläche als die Trägerin des Körperlichen (Bildnis von Lind). E. Cardinaux bietet diesmal nichts Neues. Auf die eleganten und guterdachten Wanddekorationen im „Bubenberg“-Kino sei hier noch hingewiesen.

Gehen wir noch in die hintersten Räume zu E. Prochaskas warmen, gutgebauten Landschaften und zu E. Kreidolfs lieben Blumen- und Märchenbildern; seine „Bergpredigt“ und seine „Versuchung“ indessen verdienten mehr als ein Säckchen. Ad. Tieches koloristisch schönen Landschaften möchten wir bessere Hängeflächen wünschen. Fritz Pauli, der Radierer, hat es auf die Kunsthistoriker abgesehen. Sie sind ihm im Hinblick auf gewisse Unmöglichen auch nötig.

Der Rückweg führt uns weiter an erfreulich schönen Wänden vorbei: A. und O. Vivian, E. Toggweiler, F. Riard, W. Reber, E. Geiger, E. Hengiroß, Fr. Hopf, H. Widmer und A. Daupp seien mit Dank verzeichnet.

Es sei zum Schluss noch einmal betont, daß der Gesamteindruck der Ausstellung ein durchaus erfreulicher ist; dies vermöge der geschickten, in allen Einzelheiten durchdachten Anlage. Wir können uns keiner Veranstaltung dieser Art auf Berner Boden erinnern, die uns einen derart einheitlichen und wohlabgerundeten Eindruck hinterlassen hätte. Den Berner Künstlern sei zu diesem Erfolg herzlich gratuliert, und den Lesern unseres Blattes sei der Besuch der Ausstellung, sofern er nicht schon ausgeführt ist, dringlich und warm ans Herz gelegt.

H. B.

Babette, die seltsame Magd.

Von Walter Keller.

Obwohl Babette also den ganzen Vormittag vor lauter Geister-, Traum- und Lotteriedenken keine Arbeit vor sich brachte und den Lohn nicht verdiente, den man ihr gab, so mochten wir sie doch gut leiden, weil wir Kinder alle Tage unseren Spaß mit ihr hatten.

Die gute Babette hatte zu ihrer übrigen Schönheit noch Plattfüße und Stolperete leicht. So fiel sie einmal, als sie das Essen hereinbringen sollte, der Länge nach ins Zimmer herein und warf die Platten vor sich her. Da rief sie schnell in einem fort: „Scherben bringen Glück, Monsieur, Scherben bringen Glück“ und suchte damit des Vaters Zorn zu befriedigen.

Ein andermal ließ sie eine Anzahl Kristallgläser fallen und als die Mutter sagte: „Ja, Babette, was machen Sie da wieder für Sachen? Auf diese Weise habe ich bald keine Gläser mehr“, da antwortete sie: „Seiens nicht bös, Madame, seiens nur froh, daß i Scherben mach“, denn wissens, Scherben bringen Glück und solch schönes Kristallglas bringt noch viel mehr Glück als gewöhnliches Geschirr oder Porzellan.“

Ging ihr sonst etwas in die Brüche, so wußte sie gleich als Entschuldigung den Trostspruch: „Und wenn au d'Katz de Vogel frischt, so ham wer doch no d'Federe.“

Hatte sie etwas verloren, so betete sie zum heiligen Antonius, daß er ihr das Verlorene finden helfe und stiftete ein Geldstück für die Armen.

Uns Kindern wußte sie manches Lustige zu erzählen. Einiges ist mir noch in Erinnerung geblieben. Sie behauptete nämlich, sie könne auch Französisch. Es sei einmal ein Franzose durch ihr Dorf gegangen. Der sah einen Hahn auf einer Wagendeichsel sitzen. Da habe der Franzmann zu ihr gesagt: „Sehen du, dieses Hühnebock spassier auf die Wagenwanz!“

Ferner erzählte Babette folgendes:

Eine reiche Müllersfrau hatte drei dumme Töchter und hätte diese drei gern an den Mann gebracht, sie hatten aber alle drei den Jungenstolz. Da kam ein junger Müllerssohn, der dachte: „Das wäre für mich eine gute Partie.“

Darauf gab die Mutter den drei Töchtern Anweisungen, wie sie sich zu verhalten hätten. Sie durften sich zunächst nicht sehen lassen. Erst wenn sie ihnen rufe, sollten sie kommen. Sie sollen unterdessen den Kaffee machen, um ihn nachher dem Gast aufzustellen.

Nach einer Weile öffnete die erste den Türspalt und rief in die Stube hinein: „Muete, Wattle düt.“ (Mutter, das Wasser siedet). Darauf rief die zweite: „Au, du häst schwätz; 's isch nö mor, Muete, Wattle tröddelet blod.“ (Au, du hast geschwätz, es ist nicht wahr, Mutter, das Wasser sötterlet blöß.) Schließlich rief die dritte, die hätte sollen verlobt werden: „Abe i bi plo, dat i nüd deit ha.“ (Aber ich bin froh, daß ich nichts gesagt habe.)

Auf dieses hin nahm der Freier seinen Hut, verabschiedete sich und kam nicht wieder.

Bei jeder Gelegenheit wußte Babette einen Spruch anzu bringen. Um Mittag pflegte sie zu sagen: „Am zwölfe wird gessen, sei's koch oder net.“ Einstmals trug sie Fische auf. Da zupfte sie mich am Ärmel und sprach: „Kennst du das Sprüchlein:

Karpfen ist ein gutes Essen,
Doch hab' ich noch nie gegessen;
Über meines Vaters Bruders Sohn,
Der hat neben einem Mann gesessen,
Der hat geschen Karpfen essen.“

Damit machte sie einen Kratzfuß und ging wieder in die Küche.

Wollte die Mutter selber kochen, so schob Babette wie eine Bremse in einer Eaterne herzu, stemmte die Arme in die Hüften und erklärte: „I bin d'Röchin! I bin d'Röchin!“ Sie hatte, als sie sich zum Dienst anmeldete, wunder was über ihre Kochkünste berichtet. So oft ihr aber das Kochen allein überlassen wurde, so war es entweder angebrannt oder sie machte es sonst schlecht, sodaß man es den Hühnern und Gänzen geben mußte. Darum nannten wir Kinder die Babette scherhaft nur noch die „I bin d'Röchin, d'Gänse-Röchin.“

Wenn das Feuer im Herd nicht brennen wollte und das Wetter den Rauch im Kamin herabdrückte, so sagte sie: „S'ist ein Geist im Herd, der leckt mir immer mein Feier aus. Heit loch i net“, und ließ alles stehen. Da konnte man essen, was da war.

Einmal waren mit etwas dürrerem Laub und Nesten, die man im Herd verbrannte, ein paar frisch gefallene Röllastanien ins Feuer geraten. Wie nun Babette an nichts dachte, gab es auf einmal einen lauten Knall, schrumpf — jagte es das Herdtürchen auf, die Röllastanien schossen in die Küche heraus, hüpfen pfusend und zischend wie Feuerfeuerchen oder Frösche auf dem Boden umher und gerieten der Babette an die Füße. Da sprang sie schreiend in die Höhe und im Galopp zur Küche hinaus, indem sie die Tür hinter sich zuschleckte.

Aber, o Schrecken, in der Eile blieb sie mit einem Rockzipfel an der Tür hängen und schrie, als ob sie am Messer steckte: „Jessas, Jessas, ein Geist, ein Geist, er will mich erwürgen!“ bis die Mutter sie aus der müßlichen Lage befreite. Diesen Morgen aber wollte sie nicht mehr in die Küche hinein, bis das Feuer im Herd ausgegangen sei. „I hab's ja wohl gesagt, gnädige Frau, es seien Geister im Herd drin; man kann heit nit anfeiern!“, schluchzte sie, immer noch vor Schrecken zitternd.

Gretchen und ich hatten uns diesen Spaß wohl gemerkt und wenn Babette es nicht sah oder nicht in der Küche war, so schlichen wir heimlich zum Herd und warfen Röllastanien ins Feuer, so daß es eine Weile später darin anfing zu knattern und zu krachen, wie in der Vorhölle, wodurch es der abergläubischen Magd neuerdings ganz wind und weh zu Mute wurde.

Freilich wurde Babette in ihrer Geisterfurcht bestärkt durch folgende Erscheinung: Jeden Mittag, wenn wir am Essen saßen und die Eltern redeten — wir Kinder hatten

ruhig zu sitzen und uns nicht ins Gespräch zu mischen — oder wenn es ganz stille war, da gab es plötzlich in einem Glasschrank, der im Esszimmer stand, ein lautes Krachen, das sich oft noch einmal oder zweimal wiederholte. „Haben Sie's gehört, gnäd'ge Frau?“ sagte dann Babette, „'s ist ein Geist im Kasten, der macht sich bemerkbar, hu!“ und damit rannte sie ganz bleich vor Angst wieder in die Küche hinaus.

Draußen erzählte sie der Mutter, sie sei jetzt ganz gewiß, daß es Gespenster gebe in diesem Haus. Das hätte sie schon in den ersten Tagen bemerkt, aber damals noch nichts davon gesagt.

Sie hatte ihr Stübchen nämlich oben in einem Turmzimmerchen, dessen Außenwand ganz von altem Epheu umrundet war. Sie könne — fuhr sie fort — bei geschlossenen Fenstern nicht schlafen und lasse darum nachts das Fenster offen. Und schon in der zweiten Nacht hätte sie ein schreckliches Erlebnis gehabt. Als sie schlief, sei ihr ein Gespenst wie mit einer Hand über das Gesicht gefahren oder habe sie angehaucht, denn sie habe deutlich den Luftzug verspürt. Da sei sie aufgestanden, habe ein Licht angezündet und habe nachgesehen, ob nicht ein Mann im Kleiderkasten, unter dem Bett oder hinter dem Vorhang sich versteckt halte. Sie hätte aber nichts gefunden, eine Zeitlang das Licht brennen lassen und dann wieder ausgelöscht und sich in den Kleidern zu Bett gelegt. Nach einer Weile hörte sie wieder etwas sich im Zimmer bewegen und verspürte einen Luftzug über dem Kopf. Darnach hätte sie bis zum Morgen vor Angst nicht mehr geschlafen und sich schlitternd unter die Bettdecke versteckt. Es sei ein Gespenst da, das lasse sie sich nicht ausreden.

Die Mutter mußte lachen und sagte: „Auch zu uns sind schon große Nachtfalter oder Fledermäuse oder ein Totenkopfschmetterling ins Schlafzimmer gekommen und ich wette, es ist eine Fledermaus gewesen, die tagsüber im Epheu sich aufhält und nachts im Zimmer umherfliegt.“ „Hu, ein Totenkopfschmetterling!“ rief Babette zitternd und war erst recht nicht mehr von ihrer Gespensterfurcht abzubringen.

Schließlich wurde ihre Angst so groß, daß sie nicht einmal mehr Holz im Schopf holen wollte. „Jetzt hol ich keine Stauden mehr, soll Reiser holen wer will. Immer, wenn ich da hinunter in Holzschopf muß, schauen mir zwei feurige Geisteraugen ins Gesicht. Des ist mir zu gefährlich und mit Geistern will ich nix zu tun haben.“ Dabei fror und zitterte sie allenfalls ganz vor Angst. Wir Kinder wußten aber, daß es die Rache war, die sich gern dort unten auf dem Holz aufhielt.

Als nun im Spätherbst die Krähen in immer dichten Scharen auf den Wiesen umherflogen, sagte Babette: „Jetzt bleib ich nicht mehr länger da, denn wenn diese Krähen nicht fortgehen, gibt's nichts als Unheil.“

Und dieses Unheil brach auch richtig über Babette herein, ohne daß wir daran dachten.

Einige Tage später mußte sie nämlich aus dem unheimlichen Kasten im Estrich, worin das Totengerippe sich befand, irgend etwas herabholen. Die Mutter selbst dachte im Augenblick nicht mehr an das Skelett.

Da kam denn die gute Babette wie ein Sturmwind vom Dachboden herabgesauscht und schrie ganz bleich vor Schrecken: „Du allmächtiger Strohsack, jetzt hab ich bei helllichtem Tag das furchterliche Schloßgespenst gesehen. Jetzt halt ich hier nimmer aus. Verzeihens, Madame, ich paßt mir Koffer und geh noch heit.“

Und richtig, eine Stunde nach diesem Vorfall hatte sie ihre sieben Sachen gepackt und nahm den Finkenstreich.

Deppis vo mir und vo mym Schäzeli.

Am 23. Septämber bi-n-i de scho-n-es halbs Jahrhundert auf däg' gherige Wält dasumegwaiaschiert. „Dämm Alter sott me de doch ase über d'Schäzelizint übere

sy!“ wärde vil Lüt säge, wo d'Ueberschrift vo mym Schäzeli läse. „Queget, es isch halt mid jede Mönch' gleich wie der ander, und bi mir isch es jib eisach halt einisch e so, daß i nüd über die Zyt überechume. Trok de graue Haar, wo-n-i nüd da ablügne, isch myn Härz halt geng no so jung, wie myn Schäzeli isch. Wenn-n-ech jib e chly öppis vo-n-ihm erzelle, so begryfe dr de villicht o, warum i geng no a-n-ihm hange und warum ig's muß gärn ha, o demn no, wenn i so alt sott wärde wie der Metusaläm. Queget, myn Schäzeli het Bädeli wie-n-es Suurgrauehöpfeli, wo uf der Sunnenste gwaehle-n-isch, und Ouge het's wie Schpierzchirseli, wo us em Loubwärch use uf e blaue See abe-luege. Es Tschüpli het's wie vo lutter syne Guldfäde. So zart wie-n-es Merzeveieli isch sy Gschalt. E Gang het's so fittig wie-n-é Morgefuneschtrahl, wo dür-n-es Waldwägli geit. Es het es weichs Härz und da briegge wie-n-es Chlyses, däm me ds Müetli i ds Grebli g'leit het; aber o ploudere da's wie-n-es Bächli, wo über Schtock und Schtei gümpellet. Und erjicht gugle da's, es wird ein fei e chly warm under der Chutte! Deppe e chly öpper us-zäpfle da's o; aber mi da-n-ihms nüd übel uslege.

Mängisch gsch-n-igs mängle Tag nüd und de plaget mi d'Vängizinti. Es isch de mängisch, wie wenn's mi g'schürti. Gange-n-i am Morge gäge der Schadt zu, chunt's hinder mene Boum vüre und macht es Gsichtli wie sibe Tag Sunneschyn, git mer gleitig es Müntschi und nimmt mi bi der Hand. Z'erscht seit's nüd mängs Wort. Na-di-na touet's de uf und de brichtet's mer de allergattig Sache: Vom Näbelbölma, wo dür ds Sunnemüetti i ds Möösli abebäset wird, vom Tou uf de Matte, wo eim der Himmel und d'Wält schpieglet, vo de Blüemli, wo erwäche, vom Tisfolterli, vom Beji, vom Schnäggli und Güegli, wo enander Bischte mache, vom Möissi und Finkli, wo der Uschtig zuechledle. — I louse näbe-n-ihm hne und da nüd gnuie löse und luege, bis es de ungännet seit: „Zih bhüet di Gott!“ Furt isch es wie ne Wätterleid. Mängisch, wenn i vo der Schadt gäge heizue gange, chunt's hinder mene Loubeysler vüre und seit: „I ha uf di g'wartet! I chume wider einisch gärn mit dr dür d'Schadt z'dürab. Es git mäng's z'luege, wenn d'Väde-n-offe sy und allergattig Lüt dasumefahre!“ De isch es de geng e chly wie ab em Seili. „Eh, lue dert dä Pfösele i syne große Holzböde, wo no fascht eine drinne Platz hätt!“ Queg, wie-n-er Schillvergnügt vor de Montere die guete Sache aglischet! Und lueg dert dä Füzer, wie-n-er sech im Versteckte i de Glaschynbe schpieglet, ds Schnöquali drädelet und ds Naselümpli im Chuttetäschli z'wägtschöderlet! Und lueg dert das Frouezimmer, wie's zyberlet und zäberlet! Es trohlet fascht über sy eigeti Dummheit übere. Wie chame o so verhürschet sy und ds Gsicht mit Farb aschträch, der Lyb so i-n-es Fischbei- oder Fischketteli hnezwänge und die halbblutte Bei i Winter dem Wätter ussehe, währet-däm me im Summer obe-n-v fascht im Pelzwärch erworget!“

No mängs derartigs weiß es mer z'brichtet dür d'Schadt z'dürab.

Am gärnshete chunt myn Schäzeli a mene Abe zue mer z'Bisnte, wenn's dusse und im Hus rüfig isch und d'Schärli i d'Schtube hne glüzele. Aber o wenn's chuttet dür ds Chemi ab und's um d'Husegge ume pfnyt, laht äs sech's nüd näh, e chly zu mer z'cho. Da dühelet's zur Türe-n-i, nimmt mi a ne-n-Arfel und je drna wie's usgleit isch, fahlt's öppis Lüftchigs afah z'erzelle, oder de brichtet's mer de vo öppisem, wo ihn's duuret het. A derige Abebe bi-n-ig de ganz hgnoh vo mym Schäzeli und d'Zyt geit im Schnus verbij, bis de undereinisch e Schtimm us der Näbeschtube wie us em Schaf seit: „Es isch doch nadisch es ewigs Ufghöck mit dir, der Schaf tät dr o guet!“

De schträchlet mer myn Schäzeli öppi no es paar mal d'Vade und geit de, so lñseli wie's chly isch, wider furt. „Af Widerluege, myn Schäzeli!“ säge-n-i de geng.